



Abendstimmung auf der Ville

Predigt dritter Fastensonntag

Die Bilder und Botschaften, die uns täglich über die Medien erreichen, steigern sich mehr und mehr ins Unerträgliche. Am Freitag hörten wir aus dem Mund des russischen Präsidenten eine blasphemische Verballhornung eines zentralen Wortes Jesu aus den Abschiedsreden Jesu im Johannesevangelium („Es gibt keine größere Liebe...“ Joh 15,13). Der wohl einflussreichste Unterstützer in seinem Land ist der Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche, auf einer Internet-Plattform jüngst als „Hohepriester eines Regionalgottes“ bezeichnet (kath.de 19.3.22). In der Tat ist ein Gott, mit dem man einen brutalen Vernichtungskrieg zu legitimieren versucht, in keiner Weise der Gott der Bibel, der Gott der jüdischen und christlichen Glaubensstraditionen. Wer dieser Gott ist, davon gibt vor allem die erste Lesung des heutigen Sonntags Aufschluss.

Die Geschichte von der Gottesoffenbarung am brennenden Dornbusch ist uns wohl allen seit Kindheit an geläufig. Im Mittelpunkt stehen die Nennung des nie ausgesprochenen Gottesnamens JHWH und der Sendungsauftrag an Mose. Dreimal kommt das Tetragramm im Hebräischen vor, zweimal bei der Nennung „Ich bin der ‚Ich bin‘“ und einmal bei der Sendung: „‘Ich bin‘ hat mich zu euch gesandt.“ Die Einheitsübersetzung verwischt diese Übereinstimmung, weil sie hier das Tetragramm aus Respekt vor der jüdischen Gepflogenheit durch das Wort HERR ersetzt wie schon die antike griechische Übersetzung, die Septuaginta, durch das Wort Kyrios.

Wie aber ist das Tetragramm richtig zu verstehen beziehungsweise zu interpretieren? Die Deutungen weichen voneinander ab. In der Lesung hörten wir die Version: „Ich bin, der ich bin.“ So hat es auch der Übersetzer des griechischen Ersten Testaments verstanden. Es ist ein eher philosophisches Verständnis: Gott, der das Sein an sich ist, der Unverfügbare, der Souverän. Folgerichtig wird hier das Tetragramm mit dem Wort Kyrios übersetzt. Das Hebräische legt aber eine andere Interpretation nahe, die mehr die Beziehung in den Mittelpunkt stellt. Martin Buber formulierte zusammen mit Franz Rosenzweig: „Gott sprach zu Mosche: „Ich werde da sein, der ich da sein werde. Und er sprach: Du sollst zu den Söhnen Jisraels sprechen: ICH BIN DA schickt mich zu euch.“ Der neuste exegetische Kommentar übersetzt: „Ich werde sein, der ich sein werde“ (Christoph Dohmen, HThKAT). Gemeint ist, so die Exegeten, dass Gott immer für Israel da sein wird. Aber er lässt sich nicht statisch fixieren. „Das Charakteristische dieses Gottes scheint die Offenheit, die Unverfügbarkeit und das Dynamische in seiner Beziehung zu Israel zu sein. In dieser erweist JHWH sich aber als treuer Gott, der seine mit den Erzeltern begonnene Geschichte fortsetzt und seine Verheißungen erfüllt“ (S. 164)

Was aber ist mit den Christen? Paulus bezieht das Ereignis des Auszugs aus Ägypten auch auf die Korinther, die doch Heidenchristen und nicht Glieder des Volkesd Israel waren. Das Bindeglied ist Jesus Christus, durch den alle eins geworden sind. Dies wird im Bild vom wasserspendenden Fels, der Christus war, verdeutlicht. In ihm hat sich die Verheißung des Jesaja erfüllt, wie Josef im Traum vom Engel mitgeteilt wird: „Siehe: Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und sie werden ihm den Namen Immanuel geben, d.h. übersetzt: Gott mit uns“ (Mt 1,23). Mit Jesus verbindet sich insbesondere der Gedanke der Nähe und der Zuwendung zu den Armen, Kranken und Bedürftigen. Aber auch er lässt sich nicht vereinnahmen. Im Johannesevangelium wendet Jesus den Gottesnamen der griechischen Bibel auf sich an: „Noch ehe Abraham wurde, *bin ich*“ (Joh 8,58). Seine Person bleibt ein unergründliches Geheimnis. Manchmal, wie bei der Verklärung oder bei einigen seiner Wunderzeichen, wird etwas von seiner göttlichen Herkunft offenbar, und die Menschen erschauern vor ihm wie Mose am brennenden Dornbusch.

Gott, der Nahe und der Unverfügbare zugleich – wie gehen wir damit um gerade jetzt, wo Menschen in höchster Not in der Ukraine, aber auch in Syrien und in vielen anderen Kriegsgebieten der Erde so sehr seine Nähe bräuchten? Warum greift er nicht ein, fällt den Gewalttätigen in den Arm? Im heutigen Evangelium schwingt diese Frage mit, auch wenn die

Leute Jesus vordergründig zu Äußerungen gegen die römische Besatzungsmacht provozieren wollen. Jesus geht aber nicht darauf ein, sondern räumt zunächst mit dem verbreiteten Irrtum auf, dass die Opfer eine gerechte Strafe erlitten hätten. Dann dreht er den Spieß um: Nutzt die Zeit, die euch bleibt, um umzukehren! – was mit dem Gleichnis vom Feigenbaum veranschaulicht wird. Dem Baum wird noch einmal eine letzte Chance gegeben. Ähnlich mahnt Paulus: „Wer also zu stehen meint, der gebe Acht, dass er nicht fällt!“

Was könnte uns das heute sagen? Habe ich, haben wir genug getan im Rahmen des mir, des uns Möglichen? Lebe ich, leben wir konsequent genug nach dem Evangelium, helfen da, wo wir können? Das kann sich jetzt ganz konkret darin erweisen, ob man bereit ist, ohne Wenn und Aber zu helfen. Warum ist ein Kirchenvorstand nicht willens, leerstehenden Wohnraum geflüchteten Ukrainern unbürokratisch vorübergehend zu überlassen, während ein anderer dies tut, ohne sich vorher gegen alle Eventualitäten abgesichert zu haben? Denken wir an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Ein jeder und eine jede muss entscheiden, wie er oder sie sich angesichts der vielfältigen Herausforderungen verhält. Nichts anderes meint der Ruf Jesu zur Umkehr. Wir dürfen dankbar dafür sein, dass uns Zeit geschenkt ist, in der wir uns noch verhalten können. Nutzen wir sie, damit Ostern kommen kann, nicht nur für uns, sondern möglichst auch für die, die momentan nichts als die Finsternis des Karfreitags erfahren.

AG